



LINDA
HOWARD

AUCH ENGEL
MÖGENS HEISS

Mutter ein schnurloses Telefon geschenkt, damit sie es ständig bei sich tragen konnte und nirgendwohin eilen musste, falls sie angerufen wurde, doch Mrs. Simmons war ein Gewohnheitsmensch und hatte es lästig gefunden, den ganzen Tag ein Telefon mit sich herumzuschleppen, weshalb sie es versehentlich in die Toilette fallen ließ und es auf diese Weise aus dem Verkehr zog. Mrs. Simmons stöpselte ihr altes Schnurtelefon wieder ein, und Varney war klug genug, ihr kein weiteres schnurloses Telefon zum Ertränken zu schenken.

»Hallo?« Mrs. Simmons' Stimme knirschte wie ihre Knie.

»Hallo, Mrs. Simmons. Hier spricht Daisy Minor. Wie geht es Ihnen?«

»Danke, gut, Schatz. Der Regen steckt mir in den Knochen, aber die Pflanzen brauchen ihn, darum darf ich mich nicht beklagen. Wie geht es Ihrer Mama und Ihrer Tante Joella?«

»Auch gut, danke. Sie kochen gerade Tomaten und Okra aus unserem Garten ein.«

»Ich komme kaum mehr zum Einkochen«, knarrte Mrs. Simmons. »Letztes Jahr hat mir Timmie«, Timmie war Varneys Frau, »ein paar Birnen gebracht, und wir haben Birnenkompott eingemacht, aber ich versuche nicht mal mehr, meinen Garten zu bestellen. Da spielen meine alten Knie einfach nicht mehr mit.«

»Vielleicht sollten Sie sich ein künstliches Kniegelenk einsetzen lassen«, schlug Daisy vor. Sie fühlte sich zu dieser Bemerkung verpflichtet, obwohl sie wusste, dass Varney und Timmie diesen Vorschlag seit Jahren vorbrachten, ohne irgendwas zu bewirken.

»Ach, Unfug, Mertis Bainbridge hat sich die Knie operieren lassen, und sie meint, sie würde das kein zweites Mal durchmachen wollen. Sie hatte nichts als Ärger damit.«

Mertis Bainbridge war eine stadtbekannte Hypochonderin und eine Miesmacherin obendrein. Wenn ihr jemand ein Auto geschenkt hätte, hätte sie sich darüber beschwert, dass sie das Benzin zahlen musste. Daisy verknipte sich jedoch eine entsprechende Bemerkung, weil Mertis eine gute Freundin von Mrs. Simmons war.

»Die Menschen sind verschieden«, meinte sie diplomatisch. »Sie sind wesentlich robuster als Mertis, darum würde es bei Ihnen vielleicht mehr bringen.« Mrs. Simmons hörte gern, wie stark sie war und wie tapfer sie ihre Schmerzen ertrug.

»Na ja, ich werd's mir überlegen.«

Was eine glatte Lüge war, aber damit hatte Daisy der gebotenen Höflichkeit Genüge getan; jetzt konnte sie zum eigentlichen Anlass ihres Anrufes übergehen. »Eigentlich rufe ich an, weil ich mich nach der Wohnung über Ihrer Garage erkundigen wollte. Ist die schon vermietet?«

»Noch nicht, Schätzchen. Kennen Sie jemanden, der sich dafür interessieren könnte?«

»Ich interessiere mich selbst dafür. Wären Sie einverstanden, wenn ich vorbeikäme und sie mir anschauen würde?«

»Ich denke doch. Ich will nur kurz Ihre Mutter anrufen. Dann melde ich mich gleich zurück. Sie sind doch in der Arbeit, oder?«

Daisy blinzelte. Hatte sie gerade tatsächlich gehört, was sie gehört zu haben meinte? »Verzeihung?«, hakte sie höflich nach. »Wieso wollen Sie erst meine Mutter anrufen?«

»Natürlich um mich zu erkundigen, ob sie damit einverstanden ist, Schätzchen. Ich kann Ihnen doch nicht ohne die Einwilligung Ihrer Mutter meine Wohnung vermieten.«

Die Worte brannten wie Ohrfeigen. »Die Einwilligung meiner Mutter?«, krächzte sie. »Ich bin vierunddreißig Jahre. Ich brauche nicht die Einwilligung meiner Mutter, wenn ich umziehen will.«

»Auch wenn Sie mit ihr gestritten haben, möchte ich Evelyn nicht derart verletzen.«

»Wir haben uns nicht gestritten«, protestierte Daisy. Die Kehle war ihr so eng geworden, dass sie kaum einen Ton herausbrachte. Mein Gott, hielt man sie im Ort für so verkorkst, dass man sie ohne die Einwilligung ihrer Mutter keinen Schritt tun ließ? Kein Wunder, dass kein Mann mit ihr ausgehen wollte! Ihre Scham vermischte sich mit wachsendem Zorn darüber, dass Mrs. Simmons keinen Gedanken daran verschwendete, ob sie Daisy beleidigte. »Andererseits, Mrs. Simmons, ist die Wohnung vielleicht doch nicht das Richtige für mich. Entschuldigen Sie die Störung.« Das war zwar unhöflich, doch ausnahmsweise legte sie ohne die übliche Verabschiedung auf. Wahrscheinlich würde Mrs. Simmons nun all ihren Freundinnen schildern, wie rüde Daisy gewesen war und dass sie sich mit ihrer Mutter gestritten hatte, doch das war nicht zu ändern. Und auch wenn Mrs. Simmons nicht ihr Zimmer durchwühlen würde, so würde sie doch ganz gewiss ihr Kommen und Gehen überwachen und sich verpflichtet fühlen, ihrer Mutter Rapport zu erstatten. Nicht dass Daisy beabsichtigte, etwas Böses zu tun, aber dennoch ...!

Das Schamgefühl fraß noch an ihr. War dies das Bild, das ihre Freunde und Bekannte von ihr hatten – das eines Menschen, der nicht in der Lage war, eine eigene Entscheidung zu fällen? Sie hatte sich immer für eine intelligente, verantwortungsbewusste, selbstständige Frau gehalten, doch Mrs. Simmons, die Daisy von frühester Kindheit an kannte, sah das offenbar anders!

Dieser Schritt kam viel, viel zu spät. Sie hätte ihn vor zehn Jahren tun sollen. Damals wäre es kinderleicht gewesen, ihr Image zu ändern. Jetzt kam es ihr so vor, als bräuchte sie ein Bundesgesetz – und ein Einwilligungsschreiben ihrer Mutter –, um das Bild zu verändern, das ihre Mitmenschen von ihr hatten.

Sicher war es besser, wenn sie nicht in Mrs. Simmons' Apartment wohnte. Dort wäre sie zwar nicht mehr im Haus ihrer Mutter, richtig, aber nach wie vor unter »Beobachtung«. Wenn sie tatsächlich etwas ändern wollte, musste sie den Anschein vollkommener Unabhängigkeit erwecken.

Die Apartments in der Wohnanlage am Highway erschienen ihr von Minute zu Minute attraktiver.

Sie wählte die Telefonnummer in der Anzeige. Wieder läutete das Telefon eine Ewigkeit. Sie fragte sich, ob der Verwalter wohl ebenfalls arthritische Knie hatte.

»Hallo?«, meldete sich eine verschlafene Männerstimme.

»Verzeihung, habe ich Sie geweckt?« Daisys Blick fiel auf die Uhr über ihrem Schreibtisch; zehn nach neun. Was für ein Verwalter war um diese Zeit noch im Bett?

»Schon okay.«

»Ich rufe wegen der freien Wohnungen an –«

»Tut mir Leid. Die letzte wurde gestern vermietet.« Sprach's und legte auf.

Verdammt.

Frustriert starrte sie auf die Zeitung. Somit blieben nur noch das Haus an der Lassiter Avenue, die Doppelhaushälfte neben den Farrises und das Mobile Home am Stadtrand. Die

Doppelhaushälfte kam absolut nicht in Frage.

Sie konnte jetzt keinen Rückzieher machen; sonst würde sie nie wieder in den Spiegel schauen könne. Sie musste die Sache durchziehen. Vielleicht waren das Mobile Home oder das Haus in der Lassiter Avenue gar nicht so übel. Eine heruntergekommene Gegend machte ihr nichts aus, solange sie nicht wirklich gefährlich war, solange dort keine Dealer an den Ecken herumlungerten oder nachts geschossen wurde.

Sie war ziemlich sicher, dass sie es erfahren hätte, wenn in Hillsboro geschossen worden wäre, am Tag oder in der Nacht.

Das diskrete Glöckchen über der Tür schlug an, weil jemand in die Bücherei gekommen war. Daisy stand auf und strich ihren Rock glatt, auch wenn das kaum eine sichtbare Veränderung bewirkte. Bis Mittag arbeitete sie allein, weil vormittags nur selten jemand in die Bücherei kam. Der größte Andrang herrschte am Nachmittag, nach Schulschluss, mit Ausnahme des Sommers natürlich. Doch auch da kamen die meisten Besucher nachmittags, eventuell weil sie während der relativ kühlen Vormittagsstunden mit anderen Erledigungen beschäftigt waren. Kendra Owens begann um zwölf zu arbeiten und blieb bis zur Schließung um einundzwanzig Uhr, und von siebzehn bis einundzwanzig Uhr kam Shannon Ivey, die Teilzeit arbeitete, sodass Kendra abends nie allein war. Die Einzige, die länger allein Dienst hatte, war Daisy, aber sie trug wohl auch die größte Verantwortung.

»Ist da wer?«, dröhnte eine tiefe Stimme, noch ehe Daisy aus ihrem kleinen Kabuff hinter der Verbuchungstheke treten konnte.

Empört, dass jemand in einer Bücherei herumbrüllte, selbst wenn momentan keine anderen Besucher da waren, trat Daisy eilig zwei Schritte vor. Als sie sah, wer da hereingekommen war, blickte sie kurz an sich herab und antwortete dann knapp: »Ja, natürlich. Sie brauchen deswegen nicht gleich zu schreien.«

Auf der anderen Seite der verkratzten hölzernen Verbuchungstheke stand, sichtlich ungeduldig, der Polizeichef Jack Russo. Daisy kannte ihn vom Sehen, hatte aber noch nie mit ihm gesprochen und wünschte sich, ihr wäre das auch jetzt erspart geblieben. Ehrlich gesagt hielt sie nicht allzu große Stücke auf den Mann, den Bürgermeister Nolan zum Polizeichef erkoren hatte. Etwas an ihm bereitete ihr Unbehagen, auch wenn sie nicht zu sagen vermochte, was das war. Warum hatte der Bürgermeister nicht jemanden aus dem Ort ausgewählt, jemanden, der schon länger bei der Polizei war? Chief Russo mischte sich nicht unter die Einheimischen, und soweit sie das nach einigen Gemeindeversammlungen beurteilen konnte, ließ er gerne mal die Muskeln spielen. Einen Rüpel nicht zu mögen, war nicht schwer.

»Wenn ich jemanden gesehen hätte, hätte ich auch nicht brüllen müssen«, blaffte er.

»Wenn niemand hier gewesen wäre, wäre die Tür nicht offen gewesen«, blaffte sie zurück.

Patt.

Äußerlich war Chief Russo ein attraktiver Mann, wenn man eine Schwäche für Bullentypen mit festem Nacken und breiten, runden Schultern hatte. Sie war nicht so dumm, davon auszugehen, dass Männer mit athletischem Körperbau automatisch geistig beschränkt waren; trotzdem hatte Daisy sich nie viel aus solchen Typen gemacht. Ein

Mann, der so viel Sport trieb, um derart muskulös zu bleiben, musste im Grunde seines Herzens ein Narzisst sein, oder? Wie alt er war, wusste sie nicht; sein Gesicht hatte keine Falten außer ein paar Lachfältchen in den Augenwinkeln; dafür war das kurz geschnittene Haar, das auf dem Scheitel noch dunkel war, an den Schläfen schon ergraut. Jedenfalls war er zu alt, als dass er noch Stunden damit hätte zubringen sollen, Gewichte zu stemmen. Ebenso wenig gefiel ihr sein anmaßender, eingebildeter Blick und der Mund mit den vollen Lippen, um die stets ein Lächeln zu spielen schien. Für wen hielt sich der Chief eigentlich, für Elvis? Und damit nicht genug, er war ein Yankee – er hatte entweder in Chicago oder New York als Bulle gearbeitet, sie hatte schon beides gehört – und wirkte stets schroff und abweisend. Hätte er sich um sein Amt bewerben müssen, so wie der County Sheriff, wäre er nie im Leben gewählt worden.

Daisy unterdrückte ein Seufzen. Mit ihrer Meinung über den Chief stand sie allein auf weiter Flur. Der Bürgermeister mochte ihn, der gesamte Gemeinderat mochte ihn, und soweit sie in der Stadt gehört hatte, hielten ihn die meisten alleinstehenden Frauen für ein echtes Sahnesehnittchen. Vielleicht war ihre instinktive Abneigung also unbegründet. Vielleicht. Sie ermahnte sich, dass sie als gute Nachbarin Toleranz üben sollte, aber sie war trotzdem froh, dass zwischen ihnen die Verbuchungstheke war.

»Kann ich Ihnen behilflich sein?«, fragte sie mit ihrer besten, ebenso kühlen wie verbindlichen Bibliothekarinnen-Stimme. In der Öffentlichkeit zu arbeiten war eine Wissenschaft für sich, vor allem in einer Bücherei. Sie durfte niemanden abschrecken, weil sie natürlich wollte, dass möglichst viel gelesen wurde, aber gleichzeitig musste sie den Menschen vermitteln, dass die Bücherei und auch die anderen Besucher Respekt und Rücksichtnahme verdienten.

»Ja. Ich möchte mich bei der virtuellen Bibliothek einschreiben.«

Keine Antwort hätte ein strahlenderes Lächeln auf ihr Gesicht zaubern können. Automatisch stiegen seine Aktien um einige Punkte. Daisy war mit Recht stolz auf die virtuelle Bibliothek des Staates; in dieser Kategorie war Alabama führend in den ganzen Vereinigten Staaten. Jeder Bürger des Staates konnte sich in jeder beliebigen Bücherei eintragen lassen und hatte fortan von zu Hause aus online Zugriff auf mehrere tausend Zeitungen, Zeitschriften, Artikel, Lexika, medizinische Fachzeitschriften, auf Forschungsmaterial und so weiter. Einige der Kategorien waren für Kinder in den verschiedenen Altersgruppen eingerichtet worden, die damit im Unterricht arbeiteten, Hilfe bei den Hausaufgaben erhielten oder sich einfach informieren konnten. Auch in anderen Staaten gab es virtuelle Bibliotheken, doch die von Alabama war bei weitem die umfangreichste.

»Sie werden begeistert sein«, prophezeite sie enthusiastisch, wobei sie das Klappbrett in der Theke anhub, sodass sie aus der Sicherheit ihres Arbeitsbereiches treten konnte.

»Kommen Sie mit.«

Sie führte ihn zur bibliografischen Abteilung, wo das allzeit bereite Internet-Terminal vor sich hin summte. Sie setzte sich auf den Stuhl vor dem Computer und bedeutete ihm, sich ebenfalls einen heranzuziehen. Er packte einen Stuhl an der Lehne, stellte ihn viel zu dicht neben ihrem ab und ließ seinen mächtigen Körper darauf sinken. Er lehnte sich zurück und schlug ein langes Bein über, wobei sein linker Knöchel auf dem rechten Knie

zu liegen kam. Es war die Haltung eines dominanten Mannes, eines Menschen, der es gewohnt war, den Raum um sich herum körperlich zu vereinnahmen.

Daisy runzelte die Stirn und zog im Geist die Punkte wieder ab, die sie ihm eben gutgeschrieben hatte. Hatte er noch nie gehört, dass man seine Mitmenschen nicht bedrängen durfte? Sie rutschte mit dem Stuhl eine Hand breit von ihm ab und notierte »keine Manieren« in der Minus-Spalte.

Dann fragte sie alle erforderlichen Angaben ab, gab sie in das System ein und händigte ihm schließlich sein Passwort aus. Die ganze Zeit über war ihr nur zu deutlich bewusst, dass er sie immer noch bedrängte; mehrmals kam ihr Blick auf dem muskulösen Schenkel direkt neben ihrem zu liegen. Wenn sie noch weiter zur Seite rutschte, würde sie nicht mehr an die Tastatur kommen. Verärgert, weil er bestimmt wusste, dass er ihre persönliche Sphäre verletzte – die Bullen in den Großstädten lernten solche Sachen, oder? –, feuerte sie einen zornigen Blick auf ihn ab und fiel fast vom Stuhl, weil er sie mit großen Augen anstarrte. Er versuchte nicht einmal, es zu verbergen.

Sie spürte, wie ihr Gesicht heiß wurde. Normalerweise hätte sie die Anmeldung so schnell wie möglich abgeschlossen und wäre dann in ihr sicheres Büro zurückgeflohen, aber heute war ein neuer Tag, ein Wendepunkt in ihrem Leben, darum beschloss sie, dass sie sich um gar keinen Preis einschüchtern lassen würde. Sie war schließlich schon unhöflich zu Mrs. Simmons gewesen, warum sollte sie nicht auch unhöflich zum Polizeichef sein?

»Glotzen Sie mich nicht so an«, verkündete sie also ohne Umschweife. »Hab ich vielleicht Dreck im Gesicht, oder sehe ich aus wie eine gefährliche Kriminelle?«

»Keines von beidem«, antwortete er. »Polizeibeamte müssen ihre Mitmenschen anglotzen; das gehört zu ihrem Job.«

Ach. Wahrscheinlich war das nicht einmal gelogen. Sie schraubte ihre Empörung ein paar Umdrehungen zurück – aber nur ein paar. »Hören Sie trotzdem auf damit«, befahl sie. »Es ist unhöflich, und außerdem rücken Sie mir zu nah auf die Pelle.«

»Verzeihung.« Trotzdem wandte er nicht den Blick von ihr ab; offenbar reagierte er nur widerwillig auf Befehle. Seine Augen waren von einem ungewöhnlichen Graugrün, eher grün als grau, und schienen irgendwie nicht recht zu seiner olivfarbenen Haut zu passen. Natürlich stand es ihr nicht zu, über die seltsamen Augen anderer Leute zu lästern, schließlich waren ihre eigenen Augen verschiedenfarbig. »Ich wollte Ihnen nicht auf die Pelle rücken, Miss ... Daisy, nicht wahr?« Seine vollen Lippen zuckten. »Soll ich Sie eventuell irgendwohin chauffieren?«

Ihr Antlitz verfärbte sich weit über ein gewöhnliches Erröten hinaus in ein tiefes Tomatenrot. Seit der Film Miss Daisy und ihr Chauffeur herausgekommen war, hatten es unzählige Menschen für originell gehalten, ihr dieses Angebot zu machen. Bislang hatte sie kein einziges Mal darüber lachen müssen. Sie verpasste ihm gleich noch mal zwei Minuspunkte, weil es ausgesprochen unhöflich war, sich über den Namen eines Mitmenschen lustig zu machen.

»Nein, danke«, antwortete sie so unterkühlt, dass er unmöglich überhören konnte, für wie wenig originell sie ihn hielt. Sie stand auf und reichte ihm die Plastikkarte mit seinem darauf vermerkten Passwort, marschierte dann ohne ein weiteres Wort zur